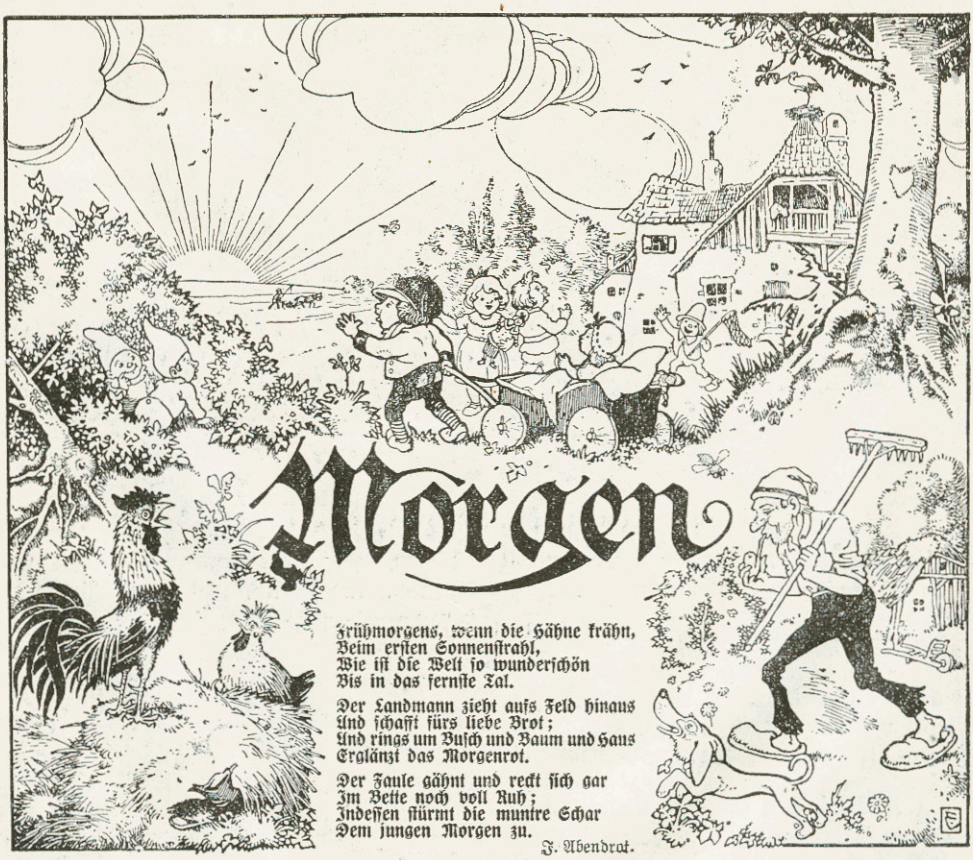
Erscheint
alle 14 Tage.

Erscheint
alle 14 Tage

Der kleine Coco

Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung für die Jugend

9. Jahrgang | Verlag: Der kleine Coco, Goch (Rhld.) | Nummer 24



Morgen

Frühmorgens, wenn die Hähne krähn,
Beim ersten Sonnenstrahl,
Wie ist die Welt so wunderschön
Bis in das fernste Tal.

Der Landmann zieht aufs Feld hinaus
Und schafft fürs liebe Brot;
Und rings um Busch und Baum und Haus
Erglänzt das Morgenrot.

Der Faule gähnt und reckt sich gar
Im Bette noch voll Ruh;
Indessen stürmt die muntre Schar
Dem jungen Morgen zu.

J. Abendrot.

Als Marabutschi erwachte.

Von Fritz Müller.

Marabutschi, der Zauberer, war uralt geworden.

Und als die Stunde seines Todes nahte, legte er sich in eine Gartenecke. Es begab sich aber, daß gerade dort die Nieswurz wuchs. Als der Tod kam und den alten Zauberer holen wollte, mußte er mächtig niesen.

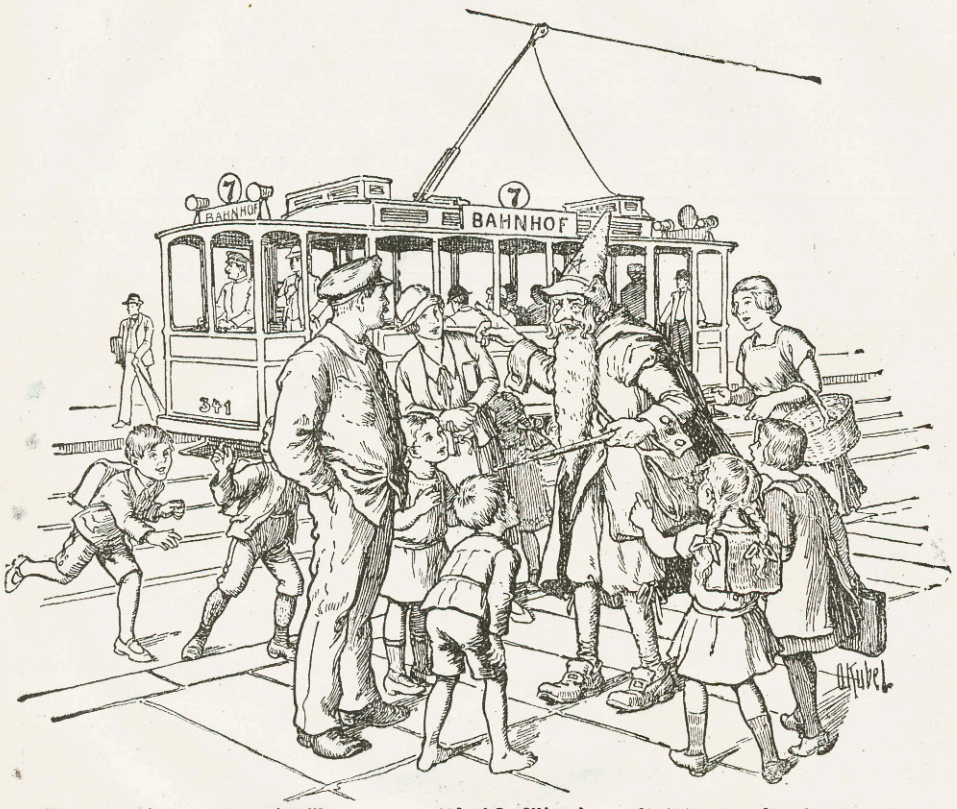
„Hazi!“ machte er verdrießlich, und seine Knochen klapperten durcheinander. Das Niesen nämlich kann der Tod ums Leben nicht vertragen. Es ist ihm in den Tod zuwider. Und als er näher kam, ging's nochmal los.

„Hazi!— hazii!! — haaa — zi — ha — ha — zi — zi!!“

Ganz aus den Fugen gingen ihm die Knochen. Eilig stolperte er davon und ließ den Marabutschi liegen, wie er war.

So kam es, daß Marabutschi gar nicht sterben konnte, sondern nur einhundert Jährlein schlief, und dann noch einhundert Jährlein, und dann so weiter, bis ein altes Kräuterweib nach vielen hundert Jahren an jene Stelle kam und den Korb auf seinen Mantel stellte, der mit Moos bewachsen war.

Davon erwachte der große Zauberer Marabutschi; er gähnte und reckte sich gewaltig und warf den Kräuterkorb herunter. Darob entfloh das Kräuterweib in blankem Schrecken.



Marabutschi staunte. Ein Wagen ohne Pferd? Mit einem Röllchen an der dünnen Zunge? Ei, das war denn doch — — —

Marabutschi aber stand auf, schüttelte das Moos von seinem Körper und wanderte querfeldein. Da kam er in eine große Stadt. Die Leute sahen ihn mit runden Augen an. Der sah ja aus wie der alte Zauberer in den Märchenbüchern, die sie ihren Kindern kauften, wenn es Weihnachten war.

Eine Elektrische kam vorüber. Marabutschi staunte. Ein Wagen ohne Pferd? Mit einem Röllchen an der dünnen Zunge? Ei, das war denn doch —.

„Wo wohnt denn dieser Zauberer," fragte er die Leute, „der diese Zauberei gemacht hat?"

Die Leute sahen ihn groß an. Einer aber sagte:

„Das hat der Ingenieur getan."

Danach kam er an einen Wolkenkratzer. Der schoß mit eisernem Geäste an die dreißig Stockwerke in die Lüfte. Fast reckte Marabutschi sich seinen alten Hals aus, als er hinaufsah.

„Und wer hat nun diese Zauberei gemacht?" fragte er voll Staunen.

Wieder lachten die Leute, und wieder sagte einer:

„Das hat der Ingenieur getan."

Danach kam Marabutschi an eine Brücke, die griff mit kühn geschwungenen Kilometerarmen über einen großen Fluß.

„Wer hat dieses Wunderwerk vollbracht?" fragte er wieder.

„Ei, wer denn sonst als der Ingenieur," sagten die Leute und ließen ihn stehen. Denn an so einem alten Zauberer mit seiner komischen Fragerei, da hat man bald genug.

Jetzt setzte Marabutschi seinen Stab in einen Bahnhof. Da war ein Dröhnen in den Hallen, ein Fauchen in der Luft und ein Getriebe, daß es ihn schwindelte. Mit seinem alten Stecken zeigte er auf eine mächtige Lokomotive und fragte einen Mann mit blauer Mütze: „Wer, um Himmels willen, hat denn alles dies hervorgezaubert?"

„Gezaubert?" sagte der Mann mit der blauen Mütze, „gezaubert? Das ist kein fauler Zauber, alter Mann, das hat ein Ingenieur konstruiert, verstehen Sie?" Und ließ ihn stehen.

Aber Marabutschi verstand es nicht. Er wackelte mit dem alten Kopfe und sagte:

„Ach, wenn sie solche Dinge nicht einmal mehr zaubern heißen — was habe ich dann mit meiner armseligen Zauberei noch auf der Welt zu schaffen?"

Und trübselig ging er das Geleise entlang.

Als er eine Weile gegangen war, schrie ihn ein Bahnwärter an:

„Alter Mann, heraus aus dem Geleise, gleich kommt der Schnellzug. Im übrigen werden Sie mit zehn Mark bestraft. Wie heißen Sie?" — „Marabutschi."

„Machen Sie keine schlechten Witze, so heißt ja der alte Zauberer in unseren Märchenbüchern."

„Eben dieser bin ich", sagte Marabutschi trübselig und ging müde dem Walde zu. Kopfschüttelnd sah ihm der Bahnwärter nach.

Im Walde angekommen, suchte er sich ein Plätzchen aus, wo weit und breit keine Nieswurz zu finden war, und setzte sich hin. Noch einmal horchte er nach der Stadt hinüber, von der ein dumpfes Brausen bis an diesen Wald kam. Er dachte nach.

Und schließlich murmelte er:

„Der neue Zauberer, der Ingenieur, hat meine Stelle eingenommen. Es ist kein Platz mehr da für mich, es sei denn in den Märchenbüchern. Ich will schon gehen ..."

Dann sank er in das Moos und wartete auf den Tod.

Aber der Tod hatte ihn längst nicht mehr auf seiner Liste. Und wen der Tod einmal vergißt, den holt er nie mehr wieder. Also kam es, daß Marabutschi abermals nicht sterben konnte.

Da stand er auf und wanderte weiter. An eine Landstraße kam er, die war mit hohen Masten schnurgerade besetzt. Und oben an den Masten lief ein Kupferdraht. Der sang. Wie eine in die Länge aufgespannte Harfe war es.

Marabutschi horchte. Aber den Gesang verstand er nicht. Es war der Gesang der neuen Zeit, der Zeit des Ingenieurs.

Der Draht aber leitete Marabutschi, den Wanderer, weiter und immer weiter. Bis er endlich in ein Häuschen führte, an dem stand mit kerzengeraden Buchstaben: Transformator-Station.

Ein Mann ging vorüber. Den fragte Marabutschi:

„Wer ist da drinnen?“

„Der Ingenieur“, sagte dieser und ging weiter.

Der Ingenieur? Oh, der Ingenieur! Noch einmal straffte es den alten müden Marabutschi in die Höhe. Den wollte er sehen. Den Ingenieur mußte er sehen. Seinen Erben mußte er begrüßen von Angesicht zu Angesicht.

Er drückte auf die Klinke. Die Tür war zugesperrt. Er rief. Niemand rührte sich. Da nahm er die Reste seiner alten Zauberkraft zusammen, wehte mit dem Mantel, schwang das alte dürre Zauberstäbchen auf geheimnisvolle Weise — und siehe da, auf sprang die Tür.

Da drinnen stand ein junger Mann und hantierte an den Drähten. Der sah erstaunt auf:

„Was wollen Sie hier?“ sagte er, und seine klaren Augen blitzten den Alten durch scharfe Gläser an. Der aber sah den Ingenieur unverwandt an, eine lange Zeit. Und endlich sagte er:

„Ich kann es nicht verstehen — du willst der neue Zauberer sein — wo hast du deinen Zaubermantel, deinen Zauberstab —?“

„Alter Mann,“ sagte der Ingenieur mitleidig, „Sie sind nicht recht bei Sinnen, scheint mir.“

„Was sagst du? Nicht bei Sinnen?“ rief der Alte in erwachendem Zorn, „warte, ich will dich lehren, den alten Zauberer Marabutschi zu verspotten!“ Und dabei wehte er wieder mit dem Mantel, und um den Ingenieur mit einer Zauberformel zu verwandeln, hob er die Hände mit dem Zauberstabe hoch.

Den Ingenieur mußte er sehen. Seinen Erben mußte er begrüßen von Angesicht zu Angesicht.

„Nehmen Sie sich in acht, alter Mann!“ schrie der Ingenieur.

Aber da hatte der Zauberer schon mit seinen Händen einen blanken Kupferdraht berührt — eine weiße Flamme zischte — seine Züge verzerrten sich — der Zauberstecken fiel zu Boden — und an dem blanken Kupferdrahte hing ein verschrumpfter und verkohlter Mensch.

Ergebnis des Preisausschreibens in Nummer 19

Jäger- und Wanderlieder.

Liebe Mädel und Jungen!

Das war doch sicherlich eine herzerfrischende Sache, unser Jäger- und Wanderlieder-Preisausschreiben! Hoffentlich auch ist euch Herz und Seele dabei aufgegangen . . ., sind doch unsere schönen Lieder eines der herrlichsten Güter, welche wir haben. So alt wie sie sein mögen . . ., nie werden sie veralten. Immer werden sie um uns und in uns aufs neue erstehen mit ihren herrlichen frischen Klängen. Und auch wenn ihr erwachsen seid, werden sie nichts von ihrem Zauber eingebüßt haben, und ihr werdet sie singen . . ., genau wie heute . . ., und werdet — vielleicht auch — einmal zurückdenken an die Stunde, in welcher ihr dieses Cocoheftchen in euren Händen hieltet.

Außerordentlich zahlreich waren die Eingänge, sodaß wieder verlost werden mußte.

Alle Preisträger erhielten eine besondere schriftliche Nachricht. Die Preise sind ihnen inzwischen übersandt worden. Die Bildnisse der ersten fünf Preisträger werden wir in einer der nächsten Nummern veröffentlichen.

Es erhielten:

1. Preis 300 Mark:
Fritz Hopf, Effelder (Thür.).

2. Preis 100 Mark:
Helmut Berkemeyer, Hannover, Grünstraße 15 III. Etg.

3. Preis 50 Mark:
Erna Uebe, Dessau, Elisabethstraße 22a.

4. Preis 50 Mark:
Gertrud Arnold, Stuttgart, Hackstraße 124.

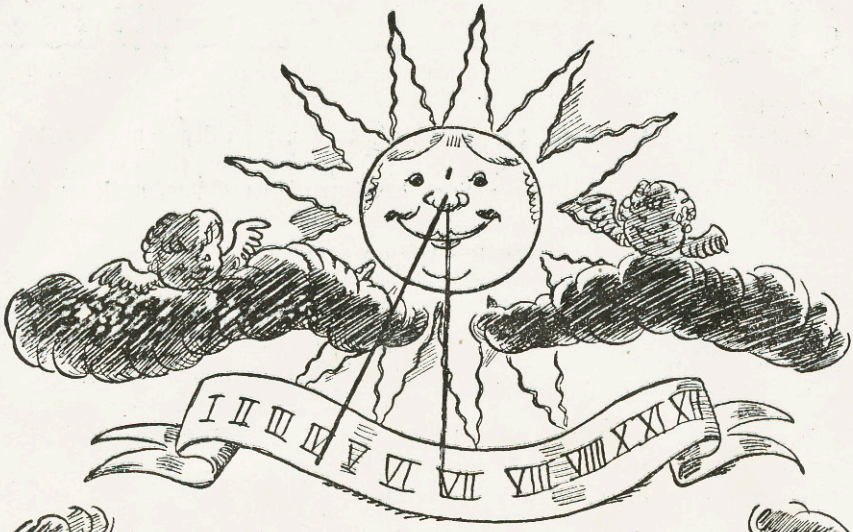
5. Preis 1 Damen-Armbanduhr:
Else Gütting, Mandeln, Dillkreis.

6. bis 15. Preis je 1 Photo-Apparat 9 × 12: Maria Flesch, Essen; Else Sossong, Wattenscheid; Matthias Schumacher, Krahenck-Ückerath; Johannes Erasmus, Stettin; Willi Gleich, Neuruppin; Fritz Schnell, Hamburg 30; Paul Rohda, Berlin O 34; Fritz Lang, Meiningen; Auguste Schlemmer, Montabaur; Heinz Klawitter, Bielefeld.

Der geringe Raum läßt es leider nicht zu, weitere Preisträger an dieser Stelle zu veröffentlichen.

Das Namenverzeichnis der 3000 Preisträger
aus dem Preisausschreiben „Jäger- und Wanderlieder" liefern wir gegen Einsendung von 10 Pfennig in Briefmarken.

Gebd. 8. Jahrgang „Der kleine Coco". Gegen Voreinsendung des Betrages von Rm. 1.50 (in gültigen Geldscheinen oder Briefmarken) post- und verpackungsfrei.



Sonnenuhr.

Guck' mal, da ist die Sonnenuhr,
Der Schatten geht darauf spazieren,
Um Punkte Zwölf kommt er retour,
So möcht' wohl mancher promenieren?

Nur immer auf und nieder steigen
Von früh bis spät im Sonnenschein
Und aller Welt die Stunden zeigen,
Wer hat's im Leben noch so fein?

Und niemals braucht er sich zu eilen,
Bei Regen geht er gar nicht aus;
So macht er jährlich zwei, drei Meilen,
Wenn's dämmert, schlüpft er in sein Haus.

Ernst Lissauer

Abenteuer des kleinen Coco
auf seiner Reise durch Peru und Brasilien

Bisheriger Verlauf der Erzählung.

Der kleine Coco ist wieder aufgetaucht und erzählt uns, wie es ihm die vielen Jahre hindurch ergangen ist, während welcher er für uns verschollen war. Während des Krieges ist er eines schönen Tages von Goch aufgebrochen, um sich nach Ostafrika zu begeben und dort an der Seite seiner Landsleute für die deutschen Kolonien zu kämpfen. Das Schiff wurde von den Engländern aufgegriffen. Die Passagiere sollten in ein Internierungslager gebracht werden. Ein Sturm überraschte das Schiff; es scheiterte. Coco rettete sich auf eine einsame Insel und lebte hier unter den friedlichen Eingeborenen, fern von allem Verkehr, ständig erfüllt von der Sehnsucht, zur zivilisierten Menschheit zurückzugelangen. Tag für Tag spähte er nach einem Schiffe aus, das ihn aufnehmen könnte, bis endlich im 10. Jahre dieser Verbannung sein Sehnen erfüllt wurde. Ein Schiff kam an der Insel vorbei. Es gelang ihm, Zeichen zu geben, und sie holten ihn an Bord. Dr. Vanderbilt, ein Gelehrter aus Amerika, der sich auf der Rückreise nach Südamerika befand und vor kurzem seinen Diener verloren hatte, nahm ihn an dessen Stelle in Dienst. Ihn begleitet er nun auf der weiten Reise, die den Gelehrten zunächst nach Peru und dann ins Gebiet des Amazonenstroms und durch Brasilien führt. In Buenos Aires hat Dr. Vanderbilt die auf der Reise durch Afrika angelegten Sammlungen geordnet und dann auf der transandischen Eisenbahn die Reise nach Chile angetreten. Unterwegs, mitten in der Steppe, verursachte ein Maschinendefekt einen längeren Aufenthalt. Coco unternahm, um die Zeit hinzubringen, einen kleinen Jagdausflug. Einem Hirsche nachsetzend, den er einsam in der Prärie grasen sah, verirrte er sich, da er bei einem Fall in ein Erdloch seinen Kompaß verlor. In seinem Eifer, den Hirsch zu erjagen, verirrt er sich immer mehr, bis ihn nach vielstündigen Strapazen die Nacht überrascht. Aus tiefem Schlaf erwacht, nimmt Coco die Wanderung wieder auf. Beim Sturz in ein Loch stößt er auf seinen verlorengegangenen Kompaß, der ihm nun den richtigen Rückweg zeigt. Dr. Vanderbilt hat sich bei seinem Freund in der Hazienda, Don Cristobal de Peralta, einquartiert. Für den eifrigen Forscher gibt es hier Mannigfaches zu sehen. Coco hat ein interessantes Erlebnis. Dr. Vanderbilt gibt Kenntnis von dem Inhalt eines aufgefundenen alten, wichtigen Manuskripts, das von einem eigenartigen Eroberungszug berichtet. Don Peralta, Dr. Vanderbilt, Coco und viel Dienstpersonal begeben sich auf Grund des Berichtes auf die Suche nach den angeblich vergrabenen Goldschätzen. Durch eine wunderschöne Gegend führt der Weg, aber auch große Hindernisse gilt es zu beseitigen.

12. Bericht. (Fortsetzung.)

Die beiden Gefangenen wurden vor Atalipa geführt. Er empfing sie mit der Würde eines Königs, der eine Schlacht gewonnen hat und sich anschickt, über das besiegte Volk zu entscheiden. Seine Leute nahmen um ihn her Platz, und Peralta erkannte unter ihnen mehrere der treulosen Knechte, die noch vor kurzem auf seiner Hacienda gedient hatten. Sie alle, die von diesem Manne die Befreiung des ganzen Landes erwarteten, blickten zu ihm auf wie zu einem höheren Wesen, das vom Himmel selbst zu seinem großen Werke auserlesen und beauftragt worden war.

Die Mumie war jetzt herumgedreht worden und thronte über der ganzen Versammlung, die in ihr eine Vertreterin der Gottheit anzuerkennen schien. Das fahle Abendlicht des gewitterschwülen Himmels verlieh dem gelben Totenantlitz einen gespenstischen Schimmer, und wenn ein Blitz die hereinbrechende Dämmerung erhellte, so war es, als huschte ein grimmes Frohlocken darüber hin.

„Don Cristobal de Peralta," redete Atalipa den Haciendero an, „wir kennen einander."

„Nicht, daß ich wüßte," antwortete Peralta, „ich sehe Sie heute zum ersten Male."

„Die Weißen wollen doch sonst so sehr gescheit sein", fuhr Atalipa fort. „Ich war bei Ihren Knechten, Don Peralta, und Sie haben nichts davon gemerkt. Ich war hier in den Bergen als Greis an Ihrem Lager, ich habe Sie als Felipe Cetina geführt, „und all die klugen Herren," setzte er hinzu, während ein Ausruf des Erstaunens den beiden Gefangenen entfuhr, „haben sich von mir überlisten lassen."

„Warum haben Sie so viele Umstände mit uns gemacht," fragte Dr. Vanderbilt, „da Sie doch auf unserm Wege durch das Gebirge mehr als einmal Gelegenheit hatten, uns an günstiger Stelle mit Ihren Leuten zu überfallen?"

„Es hat mir Vergnügen gemacht," antwortete Atalipa, „Sie zu narren, und vor allem wollte ich Sie gerade hierherbringen."

„Weshalb gerade hierher?" fragte Dr. Vanderbilt.

„Sie sind in die Berge gekommen, um den geheiligten Schatz des Inkas zu rauben", sprach Atalipa. Sie hätten ihn ohne meine Führung nimmermehr gefunden. Ich aber wollte, daß Sie ihn finden sollten. Doch bevor ich Ihnen den Anblick des Goldes gewährte, nach welchem Sie so sehr geiüstete, wollte ich selbst mich an dem Anblick meiner Opfer weiden. Qualen sollten Sie leiden zur Strafe für Ihren Frevel. Jahrelang

haben Sie den geweihten Leichnam eines Kaisers, dem einst das Land gehörte, geschändet, indem Sie ihn als Schaustück aufstellten und den Blicken aller Neugierigen preisgaben. Jahrelang haben Sie die Söhne des Landes in Knechtschaft gehalten, jahrelang sich zum Herrn über sie aufgeworfen. Und wenn ich Sie bis hierher verfolgte und heute über Sie zu Gericht sitze, so sehe ich in Ihnen vor allem den Abkömmling der verruchten

Die beiden Gefangenen wurden vor Atalipa geführt.

Räuberbande, die vor vierhundert Jahren in dieses Land eingebrochen ist, den Kaiser und alle Mitglieder der kaiserlichen Familie, deren sie habhaft werden konnte, ermordet, die Einwohner zu Tausenden hingeschlachtet und dann sich Grund und Boden und alle Schätze des Landes angeeignet hat. Noch sitzt dieses Volk hier und hat die Herrschaft in Händen, aber der Tag ist nicht mehr fern, da die Kinder Intis mit ihm abrechnen und Sühne für dieses jahrhundertelange Verbrechen fordern werden. Die geknechteten Menschen werden aufstehen, aus den Wäldern werden die eingeborenen Stämme zu Millionen hervorbrechen und ihre Rache nehmen."

„Dies alles betrifft mich", antwortete Peralta. „Was aber haben Sie gegen diesen Herrn zu sagen, einen Gelehrten, der hierhergekommen ist, um Studien über das Inkareich zu machen und der kein Spanier ist, sondern ein Bürger der Vereinigten Staaten?"

„Er ist Ihnen gefolgt," versetzte Atalipa, „um den Schatz zu rauben und seinen Anteil daran zu empfangen."

„Warum sprechen Sie für mich, Don Cristobal?", wandte Dr. Vanderbilt sich an Peralta. „Wenn ich es für nötig hielte, auch nur ein Wort zu verlieren, so würde ich selbst den Mund auftun. Dieser Mann aber hat so wenig Recht, sich zum Richter über Sie aufzuwerfen, wie über mich. An dem Schatz, den wir suchten, und der herrenloses Gut ist, haben wir dasselbe Anrecht wie er. Wer

ihn findet, dem gehört er. Da dieser Mann ihn selbst geraubt hat, spielt er sich als Besitzer auf; was er sonst dazu sagt, ist Humbug."

„Hüten Sie Ihre Zunge, Herr!" brauste Atalipa grimmig auf. „Wissen Sie nicht, daß ich Sie mit einem Schlage meiner Streitaxt niederschmettern kann."

„Ich weiß es", entgegnete Dr. Vanderbilt kalt. „Tun Sie es, da Sie uns doch töten wollen, und verschonen Sie uns mit Ihrem aberwitzigen Geschwätz!

„Ja, Herr!" rief Atalipa voll Stolz aus, „der Schatz ist in meiner Hand, doch nicht geraubt habe ich ihn, sondern das Geheimnis seines Verstecks ist durch die Jahrhunderte vom Vater auf den Sohn übergangen, und nur die Abkömmlinge des Inkahauses waren im Besitz des Geheimnisses. Ich bin der Letzte des Geschlechts, der heute noch lebt. Als meine Ahnen ihn vor den räuberischen Händen der Eroberer gerettet hatten, da haben sie ihn mit dem Fluche belastet, daß jeder, der unrechtmäßig die Hand danach ausstreckte, dem Tode verfallen solle. Noch hat kein Mensch, außer uns Nachfahren des kaiserlichen Hauses überhaupt um das Vorhandensein dieses Schatzes gewußt. Wohl sind über ihn dunkle Gerüchte im Schwange gewesen, doch Genaues konnte niemand sagen. Sie, Don Peralta, sind der erste, der sichere Kunde von dem kostbaren Vermächtnis der Inkas erhalten hat, auf welche Weise, habe ich nicht ermitteln können. Sie haben sich auf den Weg gemacht, um ihn zu finden, und ich sah zu meiner Verwunderung, daß Sie einen ganz bestimmten Ort zu suchen schienen, sodaß ich annehmen mußte, Sie seien im Besitz einer genauen Beschreibung der Stelle, wo er niedergelegt worden war und wo er in der Tat auch die ganzen Jahre her gelegen hat. Ich habe Sie auf Ihrem Marsche beständig im Auge behalten, und meine Annahme wurde mehr und mehr bestätigt. Ich habe erkennen müssen, daß das Geheimnis nicht mehr mir allein gehörte, und deshalb ließ ich den Schatz über Nacht in ein anderes Versteck bringen."

„Und nun gehört das neue Geheimnis mit Ihnen all Ihren Leuten!" lachte Don Cristobal auf.

„Vor ihnen ist es sicher", entgegnete Atalipa. „Kein Eingeborener wird je das Heiligtum antasten. Ein jeder von ihnen wird sich eher in Stücke reißen lassen, als nur ein Wort darüber von sich geben. Damit Sie nun aber den neuen Versteck finden sollten, kam ich als Mestize verkleidet zu Ihnen und führte Sie hierher. Sie haben große Mühe auf sich genommen, diese Mühe soll jetzt belohnt werden. Sie sollen den Schatz sehen, zugleich aber wird der Fluch, der an ihm haftet, auf Sie fallen. Folgen Sie mir!"

Während dieses Wortwechsels hatten Atalipas Leute die Mumie von der Mauer herabgehoben und zum Rande des Felsens getragen. Steinblöcke, die dort hoch aufgetürmt gelegen hatten, waren weggeräumt worden, und als jetzt Peralta und Dr. Vanderbilt dort hingeführt wurden, lag vor ihren Augen der breite Eingang einer Höhle offen, die tief in den Felsen hineinging. Man hatte Fackeln angezündet und in Gesteinritzen gesteckt, sodaß das Innere hell erleuchtet war. Vorn auf einem Steinblock thronte als Göttin des Heiligtums die Mumie, und wieder belebte das trügerische Spiel des Lichts, als der Fackelschein auf sie fiel, gespenstisch die toten Züge.

Atalipa schritt voran in die Höhle hinein. In der hohen und breiten Felsenkammer lagen zu beiden Seiten aufeinander gehäuft, sodaß nur ein schmaler Gang frei blieb, goldene Platten und Blöcke, Geschirr und Waffenstücke aller Art, Tempel- und Hausgerät, und auf diesen Massen wiederum standen jene wunderbaren goldenen Gebilde, welche die alten Peruaner in unerhörter Kunstfertigkeit zu formen wußten: Tiergestalten, Blumen, in deren Kelchen Edelsteine schimmerten, ganze Bäume mit goldenen Blättern und Früchten, Schmetterlinge mit funkelnden Schwingen und Käfer mit juwelenbesetzten Flügeln.

Da sah man Pokale, deren Ränder mit Smaragden und Rubinen verziert waren, hohe Leuchter, in denen Stöcke aus Silber die Lichte darstellten, Lamas von der Größe kleiner Hunde, ganz aus Gold, Vögel in Lebensgröße mit Augen aus Rubin, Eidechsen, deren Leiber mit Smaragden besetzt waren, Schlangen, auf deren Rücken Juwelen in allen Farben blitzten. Im Gezweig der goldenen Bäume hingen Kolibris mit Flügeln aus Saphiren und Topasen und Nester aus Gold- und Silberfäden mit Edelsteinen an Stelle der Eier. An den Stämmen saßen goldene und silberne Spechte. Ein ganzer Wald von goldenen Maisstauden breitete sich aus, an deren Fruchtkolben das herabhängende Haar aus Silberfäden nachgemacht war. Das wundervollste Prunkstück aber war eine an der hinteren Wand hängende große Sonne aus lauterem Golde mit weit ausflammenden Strahlen, deren Mittelpunkt ein Smaragd von der Größe eines Kinderkopfes bildete: das Symbol der Gottheit, zu der die alten Peruaner beteten.

All dieser unschätzbare Reichtum funkelte und gleißte im Fackellicht, daß die Augen der Beschauer schier geblendet wurden. Es war nicht nur die Menge des Goldes, Silbers und Edelgesteins, die hier aufgehäuft lag, es war vor allem der Kunstwert, die wundersame Feinheit der Ausführung, die Schönheit der Gebilde, was die beiden Gefangenen in maßloses Erstaunen versetzte. Sie hatten beide in den Berichten der Eroberer von diesen Dingen gelesen, zum größten Teil aber die Schilderungen für phantastische Übertreibung gehalten und nie recht daran glauben wollen, daß die Ureinwohner in der Tat in der Anfertigung solcher Gegenstände aus Gold und Silber einen so hohen Grad der Meisterschaft innegehabt hätten. Denn alle die Dinge, die man damals zu Pizarro gebracht hatte, waren ohne Rücksicht auf ihre Schönheit in Bausch und Bogen eingeschmolzen worden, sodaß nicht eine einzige der Kostbarkeiten erhalten geblieben war. (Fortsetzung folgt.)

Vom Griffel zur Schreibmaschine.

VON KURT FRANKE

Wenden wir uns nun der Entwicklung der Schreibwerkzeuge zu. Das älteste Werkzeug der Vorzeit war der Griffel oder Schreibstift. Vor etwa 2000 Jahren benutzten indische Völker Schreibstifte aus Palmholz. Im Innern Sumatras werden derartige Griffel noch heute benutzt. Es wird auf Baumrinde geschrieben. Als Schreibflüssigkeit dient ein Brei aus Ruß. Später bürgerten sich Griffel aus Metall ein, mit denen man die Buchstaben in Palmblätter eindrückte. Solche Schreibwerkzeuge sind noch heute in Hinterindien anzutreffen. Die Blätter werden fein geglättet, durchlocht und an einer Schnur befestigt. Die „Bücher", welche auf diese Weise entstanden, trugen mitunter sogar Goldschnitt. Mitteilungen, die für Fernwohnende bestimmt waren, schrieb man auf schmale, grüne Palmblätter. Ein Bote band sich solch einen Streifen um den Hals oder Arm und eilte damit oft durch meilenweite Sand- und Wüstenstrecken, dem Empfänger entgegen. Manchmal mußte der Bote damit auch breite und tiefe Flüsse durchschwimmen. Beim Empfänger angekommen, wurde der „Brief" zunächst vom Staube gereinigt, mit Speichel befeuchtet und Schmutz in die Furchen der Schrift eingerieben, wodurch diese nun deutlich lesbar wurde.

PAPYRUSSTAUDE

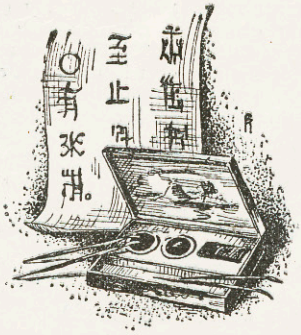
In der Zeit zwischen 2000 und 1000 v. Chr. verwendete man in Ägypten Schreibstengel, welche kaum die Stärke einer Stricknadel besaßen. Man schnitt sie aus dem Papyrusstrauch heraus und klopfte das eine Ende solange, bis es gehörig ausgefasert war. Es arbeitete dann beim Schreiben wie ein Pinsel. Der Araber verfertigt noch heute ähnliche Werkzeuge.

Die Siamesen waren das erste Volk, welches mit Kreide schrieb. Sie bedienten sich dabei besonderer Kreidestifte, welche sie sich aus Speckstein oder Steatit zurechtschnitten. Später verwendeten sie Palmstifte mit löffelartiger Spitze, welche die flüssige Farbe aufnahm.

KREIS

Eine besondere Stufe in der Entwicklung der Schreibwerkzeuge bilden die Rohrfedern. Man benutzte hierzu das Rohr der Bambuspflanze oder wählte sich wohl auch Splitter als Schreibspateln. Noch heute findet man die Rohrfeder fast überall dort, wo der Islam seine Herrschaft ausbreitet, in der Türkei, am Nil, im Sudan, in Ostafrika, in Persien, Afghanistan, Englisch-Indien, auf den Sundainseln usw. Auch in Europa waren früher Rohrfedern in Gebrauch. An der nordafrikanischen Küste, in Tripolis und Marokko wird der Splitter des Bambus als Schreibgerät benutzt. Die Marokkaner verzieren diese Schreibspatel durch Anwendung des Kerbschnittes häufig in gefälliger Weise. Die Haußaneger, welche als mohammedanische Händler u. a. auch Togo und Kamerun bereisen, schreiben mit Reisstroh.

Alle Rohrfedern haben den einen Nachteil, daß ihre Spitze beim Schreiben niemals nachgibt. Deshalb erfreute sich in verschiedenen Ländern, wie China, Japan, Korea, der Schreibpinsel einer besonderen Beliebtheit. Der Chinese verwendet den Pinsel schon seit Beginn unserer Zeitrechnung als Schreibinstrument. Die Spitze des Pinsels besteht aus Kaninchen- oder Menschenhaar. Chinesische Tusche dient als Schreibflüssigkeit. Die Pinsel wurden gewöhnlich in Schreibkästen aufbewahrt. Ein solcher enthielt außer den Schreibpinseln Tusche und oft auch noch eine kleine Rechenmaschine. Bemerkt sei hier, daß die chinesische Schrift eine Wortschrift ist. Es sind deshalb bei den Chinesen viel mehr Schrifttypen nötig als bei uns. Einen kleinen Fortschritt bedeutet die japanische Schrift, die eine Silbenschrift ist, sodaß es also für jede Silbe nur ein Zeichen gibt, während der Chinese für jedes neue Wort ein neues Zeichen braucht. Wenn der einfache Japaner schreibt, so sitzt er hockend auf dem Fußboden. Nur der Vornehme setzt sich an den Tisch. Jeder Beamte muß im japanischen



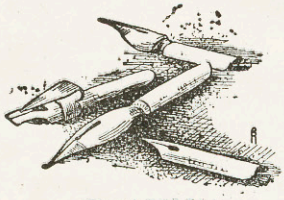
SCHREIBPINSEL

GÄNSEFEDERN

Staatsexamen eine besondere Prüfung im Schönschreiben ablegen.

Eine viel feinere Arbeit leistet unter den elastischen Schreibwerkzeugen die Gänsefeder. Sie ist das Wahrzeichen europäischer Intelligenz. Der richtige Schnitt und Gebrauch der Gänsefeder war eine Kunst, über welche sich die alten Schreibmeister manches Mal die Köpfe zerbrochen haben. Es gab sogar Doppelschriftfedern, mit denen man regelrechte Zierschrift herstellen konnte.

Erst seit wenigen Jahrzehnten ist die Gänsefeder von der Stahlfeder verdrängt worden. Gleichwohl sind die Versuche zur Herstellung von Schreibfedern aus Metall ziemlich alt. Schon die Römer besaßen eine Metallfeder, welche aus Kupferblech geschnitten war. Im Mittelalter machte man in Deutschland Versuche mit Schreibfedern aus Messing, Silber und Eisen. Die ersten elastischen und brauchbaren Stahlfedern erzeugte Alois Senefelder, der Erfinder des Steindruckes. Er schrieb, zeichnete und gravierte damit sogar auf seinen Lithographiesteinen. Später zog er nach England, und es dauerte gar nicht lange, so wurden auch hier Schreibfedern hergestellt, ähnlich denjenigen Senefelders. Um das Jahr 1830 erfand man besondere Maschinen zur Herstellung, und nun wurden die Federn brauchbarer. Der Begründer der deutschen Stahlfederindustrie ist Blanckertz, Berlin. Jahrzehntelang war die Firma „Heintze und Blanckertz" die einzige deutsche Stahlfederfabrik.



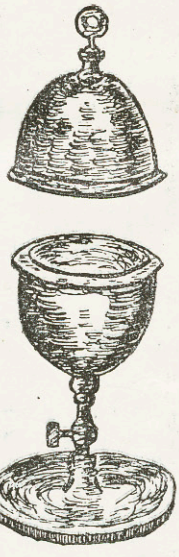
STAHLFEDERN

(Schluß folgt).

Die Gewalt der Luft.

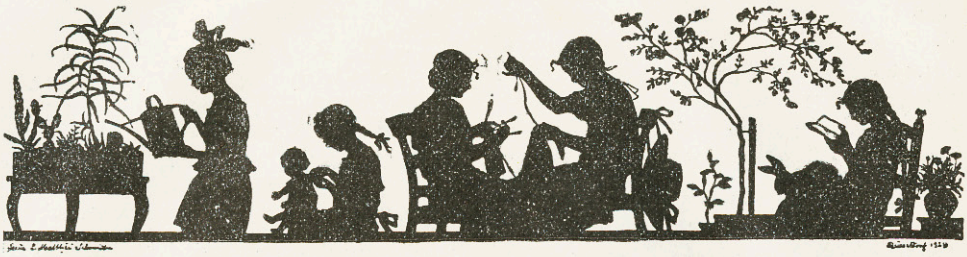
Trägst du einen Zentner Kartoffeln auf dem Rücken, so spürst du einen gewaltigen Druck. Die Last möchtest du gern los sein. Viel lieber transportierst du die Last mit einem Wagen, der mit Leichtigkeit zu ziehen ist.

Niemand von uns ahnt, welche ungeheure Last wir immer zu tragen haben, die uns aber gar nicht mehr auffällt: die Luft! Welchen Druck die Luft ausübt, sei euch an einem Geschehnis gezeigt:



Der Erfinder der Luftpumpe, Otto von Guerike in Magdeburg, stellte aus Kupfer zwei hohle Halbkugeln her. Die Ränder, die mit etwas Talg bestrichen wurden, paßten genau aufeinander. Unterhalb der einen Hohlkugel war ein Hahn, dessen Mündung mit einem Saugapparat verbunden wurde. Sodann wurde die Hohlkugel luftleer gemacht. Je mehr Luft herausgesogen wurde, um so mehr war die Luft außerhalb bemüht, wieder hineinzukommen. Die Luftteilchen drängten so gegen die Hohlkugel, wie etwa Kinder vor einem Vorstellungsraume, der geöffnet wird. Je mehr gedrängt wird, um so weniger kommt in den gewünschten Raum. So ist es auch in unserem Falle. Die Luft drückte sehr auf die zwei Schalen und — anstatt hineinzukommen — drückte die Luft so auf die Kugel, daß die zwei Teile fest aufeinandergepreßt wurden.

Auf dem Reichstag zu Regensburg im Jahre 1650 wurde im Beisein des Kaisers Ferdinand III. und vieler Fürsten der Versuch gemacht, die zwei Teile mit Gewalt auseinander zu ziehen. An jede Halbkugel wurden 8 Pferde gespannt. Diese 16 Pferde vermochten nicht, die 2 Teile auseinander zu ziehen.



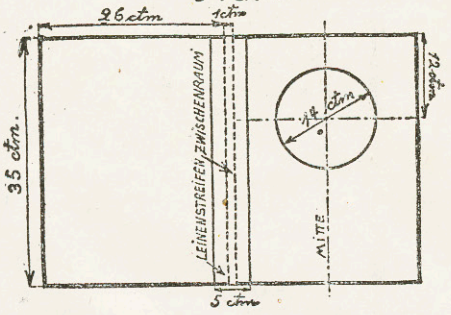
Für die Mädchen

Schreibmappe.

Von G. L. Matthäi Schmidt.

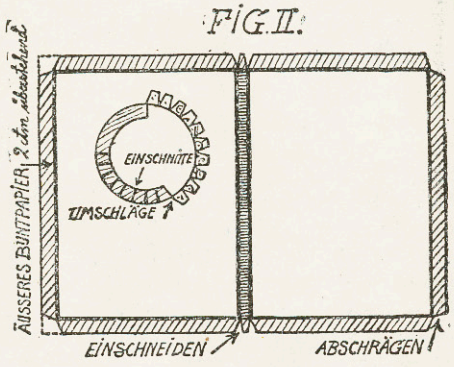
Ein schönes, gern gesehenes Geschenk ist eine hübsche Schreibmappe, die ihr, wenn ihr etwas geschickt und geduldig seid, ohne große Kosten selbst anfertigen könnt. Dazu braucht ihr starke Pappe, einfarbiges oder schöngemustertes Buntpapier und 1 m passendes Seidenbändchen oder Schnürchen, sowie guten weißen Kleister.

FIG. I.



Zunächst schneidet ihr euch 2 starke Pappen in gleicher Größe, 35 cm hoch, 26 cm breit. Aus der einen Pappe schneidet ihr sauber einen Kreis aus, der 14 cm Durchmesser hat, seht Fig. 1. Nun klebt ihr die beiden Pappen an 2 Längsseiten mit einem 5 cm breiten Streifen Kalikoleinen oder starkem grauen Schneiderleinen so aneinander, daß ein Zwischenraum von 1 cm bleibt, wie Fig. 1 zeigt. — Die Außenseiten der Pappen werden jetzt so mit farbigem Papier beklebt, daß 1½ cm des Leinenstreifens auf jeder Seite der Mappe bedeckt sind und je 2 cm an den übrigen Seiten der Mappe zum Überschlag stehen bleiben. Fig. 2. Damit das Papier beim Aufkleben keine Falten wirft, müßt ihr Pappe und Papier mäßig einleimen, sodann beim Andrücken des Papiers von der Mitte aus nach den Seiten zu gehend, am besten mit

FIG. II.



einer Bürste feststreichen und tupfen. Schneidet dann das über den ausgeschnittenen Kreis gespannte Papier so aus, daß ihr auch hier 2 cm für den Umschlag nach innen behaltet, Fig. 2. Diese im Kreis überstehenden 2 cm müssen im Abstand von 1 cm bis an den Papprand eingeschnitten und sehr sauber nach innen umgeklebt werden. Nun legt ihr die bis dahin fertige Arbeit zum Trocknen unter eine Presse oder schwere Bücher. Nehmt einen mittelstarken

weißen Glanzkarton in gleicher Größe wie die vordere Hälfte der Schreibmappe (35 cm Höhe, 26 cm Breite) und legt diesen genau unter dieselbe, zieht mit einem weichen Bleistift ganz leicht die Rundung des Kreises auf dem Glanzkarton nach und malt oder klebt in den Kreis ein Schattenrißbildchen.

Jetzt klebt ihr hinter den ausgeschnittenen Kreis an der Innenseite der Mappe ein Stück klares Gelatinepapier, damit die Malerei oder das Bildchen vor Staub geschützt

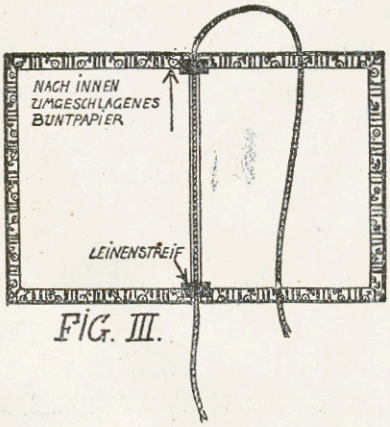


FIG. III.

wird, legt den weißen Karton mit dem Bilde der inneren Vorderseite der Mappe so unter, daß sich die Ränder sowie auch die beiden Kreise genau decken und klebt nun das an allen Seiten überstehende an den Ecken abgeschrägte und in der Mitte, wie Fig. 2 zeigt, eingeschnittene Buntpapier nach innen herum fest.

Wie auf Fig. 3 ersichtlich, leimt innen auf den (1 cm breiten) Leinenstreifen zwischen den Pappen ein schönfarbiges Bändchen oder Seidenschnürchen in der Gesamtlänge von 1 m, aber so, daß oben an der Mappe 50 cm und unten 15 cm Band überhängt. Damit die Schnur später nicht ein- oder ausreißt, muß je ein Leinenstreifen von 2 cm Breite und 4 cm Länge oben und unten quer über dasselbe geklebt werden. Fig. 3. Dazu nehmt ihr am besten etwas Schreinerleim. Die ganze Innenseite der Mappe wird nun mit hellem Vorsatzpapier beklebt, so, daß ein schmales Bändchen des äußeren Papiers noch sichtbar ist. Das oben 50 cm lange Band wird nun an der inneren Seite der Mappe fest nach unten gezogen und mit dem unteren 15 cm langen Band eng an die Mappe schließend gebunden und verknotet. Die Bandenden könnt ihr mit einer bunten dicken Glas- oder Holzperle abschließen. Zuletzt nehmt schönes dickes, rosa oder weißes Löschpapier, 33 cm hoch und 51 cm breit (2—3 Bogen), knickt die Bogen in der Mitte um und schiebt sie unter das straff gespannte Seidenband.

Hiermit ist die hübsche Mappe fertig, Fig. 4, und wenn sie schön und ordentlich

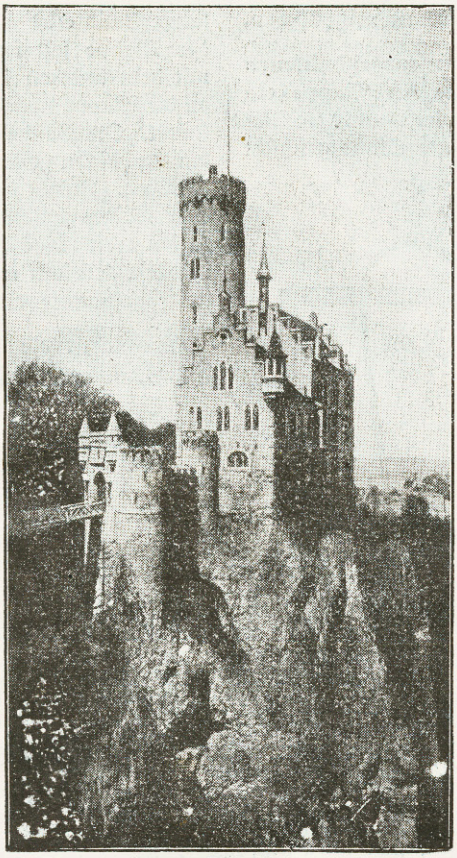
FIG. IV

ausgeführt ist, wird dieselbe gewiß dem, den ihr damit beschenkt, rechte Freude bereiten.

Wer sehr geschickt ist, kann statt des äußeren Buntpapiers schöngemusterte Seide oder Satin nehmen, doch darf der Stoff nur auf dem Leinenstreifen und an den inneren Umschlägen festgeklebt werden, wobei aber Vorsicht nötig ist, damit der Leim oder Kleister nicht durchschlägt. Wer etwas ganz Besonderes hinzutun will, kann die Vorderseite der Mappe mit einer dünnen Schicht Lagenwatte unter der Seide auspolstern.

Lichtenstein.

Ihr habt gewiß schon von dem schwäbischen Dichter Wilhelm Hauff gehört, habt das Reiterlied „Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod“ oder „Steh ich in finsterer Mitternacht“ gesungen. Aber ihr habt vielleicht gar nicht gewußt, daß diese hübschen Lieder von Wilhelm Hauff gedichtet sind? Nun, das ist gerade ein Zeichen dafür, daß nur echte Volkslieder ins Volk dringen, so ganz, daß man den Dichter darüber vergißt. Und seine reizenden Märchen werdet ihr kennen: vom Kalifen Storch, vom Kleinen Muck, von Zwerg Nase, vom Gespensterschiffe u. a. Nun sind es gerade 100 Jahre, daß ein dreiteiliger Roman von ihm erschien, die allerliebste abenteuerreiche Geschichte von der Burg Lichtenstein. Vielleicht kennen sie eure größeren Geschwister schon, und eure Eltern haben sie in ihrer Jugend gewiß mit derselben Freude gelesen, wie schon deren Eltern; denn diese Geschichte erfreute sich bei ihrem Erscheinen sogleich der größten Liebe und Verbreitung. Sie führt uns die Zeit des streitbaren Ulrich von Württemberg in lebendigen, anschaulich geschilderten und abwechslungsreichen Bildern vor, und der Dichter weiß den geschichtlichen Stoff spannend zu entwickeln. Der Schauplatz dieser romantischen Geschichte ist die Burg Lichtenstein, die ihr hier im Bilde seht. Sie gehört heute dem Herzog von Urach und liegt bei Reutlingen auf einem 233 Meter senkrecht über das Honauer Tal aufsteigenden Felsen. In ihrer Nähe befindet sich die Nebelhöhle und die Olgahöhle. Von der Turmhöhe hat man einen prächtigen umfassenden Blick auf Wiesen, Wasser und Wälder des schönen Württembergischen Schwarzwaldes. Die alte Burg ist freilich längst zerstört und nur einige Mauer- und Bogenreste zeugen noch von ihr. Aber an ihrer Stelle erhebt sich heute ein stattliches Schloß, 1839—42 von Heideloff im alten frühgotischen Charakter neu erbaut. Es enthält eine Altertümersammlung, eine Waffenhalle, ein sogenanntes Königszimmer, eine Burgkapelle und einen 25 Meter hohen Wachtturm, von dem man die oben geschilderte Aussicht genießt. Im Jahre 1840 wurde dem Dichter dort oben ein kleines Denkmal errichtet.



Burg Lichtenstein.

Im Frühjahr 1826 schickte Hauff seine Lichtensteinsage in die Welt.

Wilhelm Hauff wurde am 29. November 1802 zu Stuttgart geboren, er heiratete 1826 seine Base Luise Hauff, die ihm am 10. November 1827, am Geburtstage Luthers und Schillers, eine Tochter schenkte; doch starb der schon lange leidende Dichter bereits acht Tage danach, am 18. November. Auch seine Vaterstadt Stuttgart ehrte durch ein Denkmal das Andenken dieses edlen, vornehmen Menschen und trefflichen Dichters, der durch seine Lieder, seine Märchen und seinen noch heute beliebten Roman Lichtenstein sich besonders in den Herzen der Jugend ein bleibendes Andenken erworben hat. R. Z.

Der „Coco-Kalender 1927“

enthält einen großen Malwettstreit!

2200 Mark Barpreise!

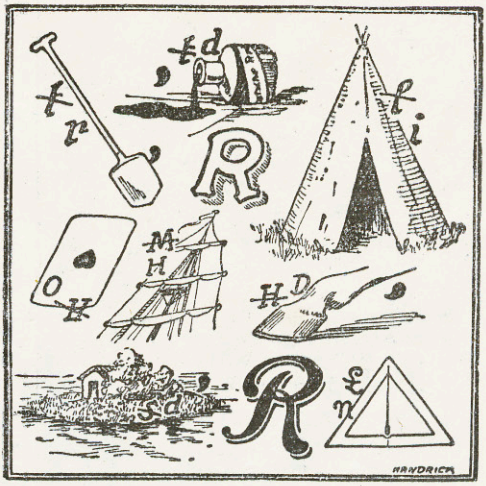
Der Coco-Kalender kostet 1 Mk. und ist in allen Läden, die „Rahma buttergleich“ verkaufen, erhältlich; wo nicht vorrätig, direkt zu beziehen vom Verlag „Der kleine Coco“, Goch Rhld.)

Kurzweil.

Der unsichtbare Marsch.

Dieses Spiel, das nur im Freien vor sich gehen kann, braucht einen ziemlich großen Spielplatz. In der Mitte des Platzes steht der Kontrolleur. Im großen Umkreis von ihm entfernt, haben die Kinder, die sich an dem Spiel beteiligen, Aufstellung genommen. Je weiter die Kinder voneinander entfernt stehen, um so schwieriger ist die Arbeit für den Kontrolleur, es ist daher ratsam, einen möglichst großen Kreis zu bilden. Die Aufgabe des Spieles besteht nun darin, dem Kontrolleur recht nahe auf den Leib zu rücken, ohne daß er es merkt. Wer ihn in einem Meter Entfernung erreicht hat ist Sieger. Es wird zu diesem Zweck um den Kontrolleur herum ein Kreis in den Sand gezogen. Der Kontrolleur darf jedoch von dem allmählichen Vorrücken nichts merken. Er schaut sich andauernd im Kreise um, und nun können natürlich nur jene Mitspieler, die ihm im Rücken stehen, den Vormarsch wagen. Vor den Augen des Kontrolleurs muß man ruhig auf seinem Platze stehen. Bemerkt der Kontrolleur auch nur die geringste Vorwärtsbewegung, so ist er berechtigt, den unerlaubt Marschierenden zehn, auch zwanzig Schritte rückwärts zu schicken. Je näher man an den Kontrolleur herankommt, um so schwieriger wird natürlich der Sieg, weil der Kontrolleur den immer kleiner werdenden Kreis leichter überblicken kann. Trotzdem werden geschickte Kinder den gezogenen Kreis erreichen. Im Anfange des Spieles werden natürlich die im Rücken des Kontrolleurs Stehenden gleich große Sprünge vorwärts machen. Späterhin werden sie sich unmerklich zentimeterweise vorwärts schieben. Das Spiel erregt viel Heiterkeit.

Bilderrätsel.



Richtige Lösungen

zu Kurzweilrätseln sandten ein:

Hedwig Grohmann, Oberhausen; Fritz Heinen, Köln-Nippes; Anton Degenhardt, Dingelstädt; Elli Schäfer, Dingelstädt; Margarete Oberföll, Achern i. B.; Thea Hermsen, Köln; Hedwig Mezger, Düsseldorf; Therese Willems, Remscheid; Henni Müller, Raunheim; Hetty Baschin, Dortmund; Ernst Hick, Haiger; Helmut von Behren, Oberhausen; Kunibert Hagendorn, Winkel; Maria Kuth, Güls; Heinrich Pesch, Nievenheim; Peter Hans, M.-Gladbach; Heinz Büddefeld, Herne; Anton Fuchs, Keldenich; Helmut Schledet, Stuttgart; Helmut Strauch, Döbeln i. Sa.; Irmgard Benthin, Steglitz; Kurt Katzsch, Altenburg; H. Meyer, Lübeck; Karl Schwalgen, Berlin-Steglitz; Peter Domnick, Düren; Erna Pott, Herne III; Heinz Korte, Mülheim a. d. Ruhr; Anneliese Auer, Köln; Heinz Kerfers, Düsseldorf-Oberkassel; Paul Syring, Krefeld; Hans Holtermann, Kempen; Hans Hugo, Neuenhain; Helmut Gärtner, Weinböhla; Maria Domnsen, Viersen; Maria Kordes, Essen (Ruhr.)

Auflösung des Suchrätsels in Nr. 23:

Hat man das Bild auf den Kopf gestellt, so sieht man links vom Wagen einen Spitz springen.

Briefkasten.

Anne Dilling, Ahlen i. W. Eine frohe Nachricht für dich! Bei dem Preisausschreiben „Jäger- und Wanderlieder" ist dir ein Preis der Gruppe 36—66 zugefallen. Teile uns deine genaue Adresse mit, damit wir dir deinen Gewinn übermitteln können.

Friedel Bayreuther. Deine Freunde haben sich über die lustigen Verse gefreut. Als Anerkennung veröffentlichen wir dich hiermit im Briefkasten. Hieran hast du wohl nicht gedacht!

Besten Gruß!

Luzia P. Wo? Wir freuen uns, daß du eine so liebe Tierfreundin bist. Mit dem Bild Sträppchen haben wir also das Rechte getroffen. Lange sollst du noch unsere Freundin bleiben. Also weg mit den dummen Grillen!

Herzlichen Gruß.

W. O., Oldenburg. Das Gedicht ist sehr schön. Vielen Dank! — Leider gestatteten es uns Zeitpunkt und Raumfrage nicht, es zu drucken.

Cäcie, das blonde Kind am Rhein. Es freut uns ungemein, daß sie so großes Interesse an unseren Bestrebungen nehmen. Ein echtes Kinderblatt muß auch Erwachsenen gefallen. Wir werden unseren Weg weitergehen . . . Ihnen und allen zur Freude.

Wilhelm Nagelschmitz in B. Mächtig daneben geschossen! Eine Federwage gebraucht man nicht um „Federn" zu wiegen. Der Name Federwage kommt daher, daß die Last, die gewogen wird, auf eine Feder (Stahl) drückt, wodurch der Gewichtsanzeiger in Tätigkeit tritt. Lasten bis zu 50 000 kg werden mit dieser Wage gewogen. Gruß!

Heinz Schmitz, Himmelsgeisterstr. 37-39. Das Geld haben wir erhalten, und der hübsche Cocojahrgang liegt zur Absendung bereit. In deinem Briefchen hast du vergessen, uns deinen Wohnort anzugeben. Bitte, hole das Versäumte nach, damit wir dir das Buch zustellen können. Gruß.

Liesel Orbis, Berlin. Die von dir bezeichnete Landschaft heißt Mandara und liegt im Süden des Tsadsees (Westafrika). Hauptstadt von Mandara ist Doloo mit 30 000 Einwohnern.

Freundliche Grüße.

Cocofreund P. K. in G. Kuckucksbienen sind nicht etwa Bediente des Kuckucks, sondern eine Bienenart, die gleich dem faulen Kuckuck die Eier in fremde Nester legen und das Füttern und Pflegen der Larven anderen überlassen. Du siehst, unter den Bienen gibt es auch Faulenzer.

Gruß!

Ängstliche Mieke vom Niederrhein. Da hast du, kleines Puppenmütterchen, aber einen Schrekken bekommen, als der Onkel erzählte, er hätte einen „Puppenräuber" gefangen. Keine Sorge, der „Puppenräuber" ist ein kleiner glänzender Käfer und sogar nützlich, weil er die schädlichen Raupen vertilgt. Deine Puppenkinder sind also sicher vor ihm. Freundlichen Gruß, kleines Puppenmütterchen!

Wer etwas mitzuteilen hat, schreibe an die Adresse: „Der kleine Coco", Goch (Rhld.)

Für den Inhalt verantwortlich: P. Mengelberg, Goch (Rhld.)